

Helmut Lukesch

Leitbilder in der Familienerziehung

1. Vorbemerkung

Der Begriff Leitbild bezieht sich auf normative Vorgaben, auf Ideale oder Vorbilder - in diesem Fall auf Struktur- und Prozeßmerkmale (Erziehungshandlungen und Sozialisationsprozesse) in der Familie. Der (vorläufige und wandelbare) Minimalkonsens in bezug auf familiäre Leitbilder ist in Form der gesetzgeberischen Ausgestaltung der Familie durch das Familienrecht definiert. Leitbilder können aber auch durch Institutionen (z.B. die Vorstellungen der Kirchen, gesellschaftliche Pressure-Gruppen) bzw. dritte Personen explizit formuliert werden; sie können zudem implizit an Familienmitglieder in Form der Wahrnehmung von Modellen („Vorbildern“) herangezogen werden, seien dies reale Personen im eigenen Umfeld (z.B. Erfahrungen in der Herkunftsfamilie oder im Freundeskreis) oder fiktive Darstellungen (massenmediale Druck- und Filmprodukte, beginnend von Figuren aus der Belletristik bis hin zu den Inhalten der sogenannten „Yellow Press“).

Der Begriff Leitbild suggeriert eine feste Gestalt, eine in sich konsistente Anschauung über zu erreichende Ziele sowie die dafür einsetzbaren und akzeptierten Wege. Zudem enthält er die Konnotation des Akzeptiertwerdens durch andere Personen. Es ist für die Gegenwart folgerichtig festzustellen, daß Leitbilder als einheitliche, attraktive und den ganzen Lebensbereich umfassende Entwürfe in einer sich als pluralistisch verstehenden Gesellschaft in einer verbindlichen Form kaum vorfindbar sind bzw. daß der Mut zu ihrer Formulierung selten aufgebracht wird.¹ An ihre Stelle sind unterschiedlichst kombinierbare Facetten normativer Überzeugungen, die partialisierte Aspekte des Familienlebens betreffen (z.B. Selbst- und Idealbild als

Eine Ausnahme von gleichwohl paradigmatischer Art ist die gut begründete, da auf gesellschaftliche Grundideale rückführbare Zusammenstellung von *Erziehungszielen in der Familie* durch Brezinka (1986, S. 84 ff); inhaltlich werden dabei fünf Ziele genannt und begründet, u. zw. „Vertrauen zum Leben und zur Welt“, „Bereitschaft zur Selbsterhaltung durch eigene Anstrengung“, „realistisches Welt- und Selbstverständnis“, „Kultur des Herzens“ (i.S. emotionaler Bildung) sowie „Selbstdisziplin“.

Mutter/als Vater, als Partner/in, als Sohn/Tochter, Erziehungsziele und -einstellungen, Ansichten über die Instrumentalität und Akzeptanz von Erziehungshandlungen), getreten (Lukesch, 1975, S. 90ff). Aus der Mannigfaltigkeit dieser beliebig erscheinenden Angebote ist jeder einzelne gefordert, seine Wahl zu treffen. Dabei lassen sich aber zumindest einige Zeitströmungen aufweisen, die diese prinzipielle Offenheit in bestimmte Richtungen kanalisieren.

1.1 Zwei Bedeutungen von „Familienerziehung“

Mit dem Ausdruck „Familienerziehung“ sind zwei verschiedene Bedeutungen verbunden. (1) Erziehung *in der Familie*: Damit sind die Formen des sozialen Umgangs der Familienmitglieder untereinander gemeint, von denen ein Teil in erzieherischer Absicht gesetzt ist und die in Zusammenhang mit Erziehungszielen sowie der Bewertung erzieherischer Handlungen nach Effizienz-, aber auch nach ethischen Legitimierbarkeitskriterien stehen. (2) Erziehung *der Familie*: Darunter sind alle Maßnahmen zu verstehen, die sich an einzelne oder auch mehrere Menschen in ihrer Eigenschaft als Familienmitglieder oder (Ehe-)Partner zu den verschiedensten Zeitpunkten des Lebens- oder Familienzyklus wenden (z.B. Ehevorbereitungskurs, „Schwangerschaftsturnen“, Elternführerschein, Eltern-Kind-Kurse, Eheseminare bis hin zu Maßnahmen der Ehe- oder Partnertherapie). Diese Angebote sind normalerweise von der Zielvorstellung einer Verbesserung oder Optimierung innerfamiliärer bzw. interpersonaler Beziehungen getragen (vgl. hierzu auch alle institutionalisierten Maßnahmen der Familienberatung und Familientherapie im Sinne von Entwicklungsoptimierung, Prävention bzw. Remediation; Schneewind, 1991, S. 266 ff). Eine Qualifizierung der Partnerinnen und Partner oder Erzieher und Erzieherinnen in einer Familie, sprich von Müttern und Vätern, ist zwar keine Vorbedingung für ein familiäres Zusammenleben, kann aber als „Hilfe zur Selbsthilfe“ oder sogar als „Lebenshilfe“ (Brezinka, 1971) durchaus als positiv empfunden werden. In diesem Sinne können Versuche der Erziehung *der Familie* (mittels eines institutionellen Angebots) für die Erziehung *in der Familie* (zu leisten durch die Familienmitglieder selbst) eine wichtige Hilfestellung sein.

Um die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen einer gezielten Einflußnahme in der und auf die Familie deutlich zu machen, ist es zusätzlich sinnvoll, sich Rechenschaft über die Wortbedeutung von „Erziehung“ zu geben. Unter „Erziehung“ wird üblicherweise eine Form des zweckrationalen Handelns verstanden, mit dem versucht wird, bestimmte als wertvoll empfunde-

ne Dispositionen bei anderen Menschen auszubilden² (solche Ideale können z.B. sein: Bereitschaft, die Würde anderer Menschen zu achten, Selbstbeherrschung, Verantwortungsgefühl und Verantwortungsbereitschaft, Leistungsbereitschaft und Leistungstüchtigkeit oder Verantwortungsbewußtsein für die Natur und die Umwelt; diese Leitvorstellungen sind u.a. in der Bayerischen Verfassung, Art 131, genannt).

Erzieherische Handlungen sind zwar intentional gesetzt, besitzen aber ganz wesentlich Versuchscharakter; ob die damit intendierten Ziele erreicht werden, bleibt offen. Je allgemeiner oder weiter eine Zielsetzung gefaßt ist, desto komplexer und schwieriger ist es letztendlich, sie zu realisieren oder sich Rechenschaft über ihre Verwirklichung zu geben (so ist es eventuell leichter und eher erfahrbar, seine Kinder im adäquaten Gebrauch von Messer und Gabel anzuleiten, als in ihnen eine sozial verantwortete Fähigkeit zur Selbstbestimmung oder zu Konfliktfähigkeit zu etablieren).

1.2 Erziehungsziele, Werte und familiäre Interaktionsprozesse

Obwohl bei dem Nachdenken über Erziehung immer auch die als wertvoll erachteten Ziele, die man durch Erziehungshandlungen zu erreichen trachtet, mitschwingen (dabei werden zumeist positiv besetzte, aber dennoch nicht selbstverständliche Zielsetzungen genannt, z.B. Erhöhung der Selbstbestimmungsfähigkeit, Achtung der religiösen Überzeugungen anderer Menschen), ist der Erziehungsbegriff formal wertfrei; Erziehung findet auch statt, wenn von Personen Ziele angestrebt werden, die eigenen oder gruppenspezifischen Vorstellungen zuwiderlaufen. Zugleich ist der Erziehungsbegriff aber wertoffen. „Erziehung“ kann zwar nicht mit dem Anstreben oder schon gar nicht mit dem Erreichen bestimmter inhaltlicher Zielsetzungen gleichgesetzt werden, hingegen sind für das erzieherische Handeln in der konkreten Situation solche materialen Ziele wichtig. Anders gesagt: Für Erziehungshandlungen sind Zielvorstellungen (zumindest in vager oder impliziter Form) konstitutiv oder Erziehung setzt immer Ziele (als zu erreichende Idealzustände bei einer anderen Person) voraus.

Damit soll aber auch kein wirklichkeitsferner Rationalismus vertreten werden; es wird also nicht behauptet, daß sich das Verhalten von Menschen konsistent aus den von ihnen vorgeblich vertretenen Ziel- und Wertsetzungen

2 Die für die Pädagogik wegweisende Definition von „Erziehung“ lautet: „Unter Erziehung werden Handlungen verstanden, durch die Menschen versuchen, das Gefüge der psychischen Dispositionen anderer Menschen in irgendeiner Hinsicht dauerhaft zu verbessern oder seine als wertvoll beurteilten Komponenten zu erhalten oder die Entstehung von Dispositionen, die als schlecht bewertet werden, zu verhüten“ (Brezinka, 1978, S. 45). Zum genaueren Verständnis sei auf die Erläuterung des Erziehungsbegriffs bei Brezinka (1977, S. 70 ff.) verwiesen.

gen ableiten ließe. Vielmehr ist das alltägliche Handeln der Menschen weitgehend durch eingeschliffene Gewohnheiten und kurzfristig angelegte Problemlösungsroutinen (Miller et al., 1973) bestimmt, mit denen versucht wird, die vielfältigen bei Menschen vorhandenen Motive und Bedürfnisse³ so gut wie möglich zu befriedigen oder ihre Erfüllung in eine akzeptable Reihenfolge zu bringen. Biographische Erfahrungen in gegebenen sozialen Kontexten sind als lerntheoretischer Hintergrund für die Genese dieser Alltagsroutinen verantwortlich. Was der Erfüllung vorhandener physischer, psychischer, sozialer oder noetischer Bedürfnisse dient, wird dabei als wertvoll erlebt, und zwar zunächst unmittelbar und ohne kognitive Spiegelung.

Menschen sind aber auch selbstreflexive und selbstinterpretative Wesen, die die ihrem Handeln zugrunde liegenden Motive zu Wertkategorien zusammenfassen können. Diese „Werte“ erscheinen in subjektivistischer Sicht als „Konzeptionen des Wünschbaren“ (Kluckhohn, 1965, S. 395), als Handlungsziele und in der Folge als Maßstab für Selbstbelohnung oder auch Selbstkritik. Gerade wenn die Selbstverständlichkeit alltäglicher Abläufe durch äußere Anlässe aufgebrochen wird - das können einschneidende positiv oder negativ erlebte Lebensereignisse sein (im Familienzyklus z.B. die Geburt eines Kindes, der Tod einer nahestehenden Person, die Beendigung eines Lebensabschnittes, etwa wenn das letzte Kind den elterlichen Haushalt verläßt, oder andere Trennungserfahrungen) -, werden die dem eigenen Leben unterlegten Interpretationsmuster bewußt erfahren und es können sich Fragen nach der Hierarchisierung, Priorität oder auch Gleichwertigkeit der dem alltäglichen Leben zugrunde liegenden Handlungsziele bis hin zur Frage nach dem Lebensinn aufdrängen.

Überträgt man diese Überlegungen auf den Umgang unter Familienangehörigen, so sind zwei Ebenen zu unterscheiden: die *Verhaltensebene*, auf der die zwischen den (Ehe-)Partnern bzw. den Eltern und Kindern sich abspielenden alltäglichen Interaktionen beschrieben werden können (Interaktionsverhalten, Erziehungspraktiken, Erziehverhalten) und die *kognitive Ebene*, auf der die subjektiven Repräsentationen dieser Vorgänge (Selbst- und Fremdbild, Real- und Idealbild als Vater/Mutter, Frau/Mann, Überzeu-

3 Als Beispiel einer weit verbreiteten Motiv- oder Bedürfnisklassifikation kann das hierarchisch aufgebaute Konzept Maslows (1978) genannt werden, bei dem zwei große Bereiche unterschieden werden, nämlich auf der einen Seite die sogenannten *Mangel- oder Erhaltungsmotive* (physiologische Bedürfnisse, Sicherheits- und Zugehörigkeitsbedürfnisse, soziale Bedürfnisse), die z.T. nach dem homöostatischen Prinzip funktionieren und mit ihrer Erfüllung verschwinden oder allenfalls zyklisch wiederkehren, sowie die sogenannte *Wachstums- und Werdensmotive* (Leistungs- und intellektuelle Bedürfnisse, ästhetische Bedürfnisse, religiöse Bedürfnisse, Bedürfnis nach Selbstverwirklichung), die durch Erfüllung nicht verschwinden, sondern an Intensität gewinnen.

gungen über die Instrumentalität von in erzieherischer Absicht gesetzten Handlungsweisen) und deren Begründungsstrukturen (Erziehungseinstellungen, Erziehungsziele, Werte, die man bei seinen Kindern langfristig zu verwirklichen trachtet oder auch in der Partnerbeziehung zu leben versucht) abgebildet sind. Auf die Verhaltensebene kann man weitgehend durch üben- oder von Modellen Gebrauch machende Verfahren (einschließlich der Methode des Rollenspiels) Einfluß nehmen, auf die kognitive Ebene durch Gelegenheit zur Selbsterfahrung sowie durch die Erzeugung epistemischer Diskrepanzerlebnisse (vgl. hierzu die Dilemmamethodik, die sowohl zur Stimulierung sozialer Kompetenzen wie auch moralischer Urteilsfähigkeit anwendbar und wirksam ist; Staub, 1982, Kohlberg, Turiel, 1978).

Die empirische Untersuchung der Zusammenhänge von Verhaltens- und kognitiver Ebene hat allerdings gezeigt, daß eine harmonistische Vorstellung über konsistente Zusammenhänge dieser beiden Ebenen nicht den Gegebenheiten entspricht (Recum, 1993, S. 60), d.h., was Erzieher (Väter, Mütter, Großeltern etc.) tun, was sie über ihr Tun denken und was sie mit ihren Handlungen letztendlich erreichen, fällt auseinander - oder anders formuliert: Was als „Wert“ vorgeblich geschätzt wird, muß nicht immer im Verhalten eine Entsprechung finden, und was konkret getan wurde, muß nicht immer die erwünschten Folgen nach sich ziehen. Allerdings lassen sich auch aus der Betrachtung des realen Umgangs der Familienmitglieder zumindest Rückschlüsse auf implizit vorhandene Wertungsmuster treffen.

Darüber hinaus erscheint eine weitere Überlegung wichtig: Während in den Anfängen der empirischen Untersuchung von Sozialisations- und Erziehungsprozessen in der Familie die Einflußrichtung einseitig-linear von den Eltern auf die Kinder gerichtet gedacht und der Educand als „Objekt der Erziehung“ gewertet wurde, haben eine Vielzahl interessanter Experimente die Bedeutung des Kindes für die Qualität der Elternhandlungen deutlich gemacht. Das Kind steuert aktiv den Umgang, es eröffnet den Eltern (oder anderen Erziehern) bestimmte Handlungsmöglichkeiten oder verweigert sich diesen⁴. Der Umgang zwischen den Personen einer Familie ist also immer ein Kompromiß zwischen den (expliziten und impliziten, den kurz- oder langfristigen) Handlungszielen *aller* Beteiligten; dabei verfolgen auch

4 Die Beeinflussung des Elternverhaltens durch Kinder konnte deutlich gemacht werden, indem Kindern in einer bestimmten Situation unterschiedliche Verhaltensmuster antrainiert wurden (z.B. besondere Anhänglichkeit oder aggressive Verhaltensmuster bei einer Problemlösungsaufgabe). Wenn dann professionelle Erzieherinnen instruiert wurden, sich etwa immer gleich „fürsorglich“ zu verhalten, so gelingt ihnen dies nicht in gleicher Weise, sie sind vielmehr von den Möglichkeiten, die ihnen die Kinder erlauben, abhängig (Yarrow et al., 1971, Osofsky, 1971). Aber auch der Alltag belegt, wie „mächtig“ Kinder gegenüber ihren Eltern sein können, z.B. kann man sich kaum den Aufforderungen des nächtlichen Schreiens eines Neugeborenen entziehen oder den Gratifikationen, die in dem Lächeln und Gurren eines Kleinkindes liegen.

Kinder Ziele und sie verfügen gegenüber ihren Eltern über mehr oder minder effiziente Beeinflussungstaktiken. Besonders deutlich erlebbar wird dies, wenn Kinder älter werden und Handlungsziele von Jugendlichen und Eltern miteinander in Konflikt geraten.

Führt man diesen Gedanken weiter, so muß bei allen Maßnahmen zur Familienerziehung die Familie als *soziales System* begriffen werden (Schneewind und Ruppert, 1995, S. 20); der Systembegriff impliziert, daß auf dieser Aggregatebene zusätzliche Eigenschaften entstehen, die sich aus dem Zusammenwirken aller Beteiligten ergeben und die nicht aus Eigenschaften der einzelnen Familienmitglieder erklärt werden können. Von diesen Tatsachen ausgehend, lassen sich die für Erziehungsprozesse wichtigen Determinanten nicht auf einen Teil der Interaktionspartner (z.B. die Eltern und nicht auf die Kinder) oder auf einen Ausschnitt der Erziehungsstilvariablen (z.B. Ziele, die Eltern in bezug auf ihre Kinder verfolgen, oder auf elterliche Erziehungshandlungen) beschränken.

2. Gesellschaftlicher Wertewandel als Hintergrund für Familienleitbilder

Was Familienmitglieder für sich selbst, ihr Verhältnis zum(r) Partner(in), ihren Kindern oder anderen Familienangehörigen anstreben, ist nicht unabhängig von gesellschaftlichen Zeitströmungen. Wie sich jemand als Vater oder Mutter bzw. Partnerin oder Partner definiert, ist nicht allein eine individuelle Entscheidung, sondern hängt mit gesellschaftlichen Entwicklungen und Wertungen, die über personale und massenmediale Kommunikationswege an die einzelnen herangetragen werden, zusammen.

Die Beschäftigung mit dem Thema „Werte und Wertewandel“ selbst ist seit Mitte der 70er Jahre sogar zu einem Modethema geworden. Nach Brezinka (1986, S. 23) kann unter „Wertewandel“ zweierlei verstanden werden: Zum einen sind damit die Versuche gemeint zu beschreiben, „was sich an den Werterlebnissen von einzelnen Menschen oder Personengruppen ... geändert hat“, d.h. welche Ziele erscheinen heutigen Menschen im Vergleich zu früher als wertvoll oder welche Handlungen und Verhaltensweisen werden heute wie gewertet. Diese historiographisch-deskriptive Fragestellung kann mit Hilfe einer sozialwissenschaftlicher Methodik bearbeitet werden. Zum zweiten ist damit aber auch an eine Aufforderung gedacht, „was sich an einzelnen Menschen oder an Personengruppen hinsichtlich ihrer Wertungen ändern *soll* und mit welchen Mitteln das bewirkt werden könn-

te“. Solche Versuche, Zielsetzungen zu propagieren und Änderungen zu bewirken, sind ein Aspekt der demokratischen Diskussion in einer pluralen Gesellschaft, bei der sich die verschiedenen „gesellschaftlichen Mächte“ (Parteien, Kirchen, Arbeitnehmer-, Arbeitgebervertretungen, Lobbyisten, Standesvertreter, private Initiativen etc.) artikulieren. Ein Beitrag zu dieser Frage kann wegen der „Seins-Sollens-Kluft“ von sozialwissenschaftlicher Seite nur indirekt geleistet werden, und zwar indem Standpunkte offengelegt werden, nicht aber wertend für den einen oder anderen Partei ergriffen wird.

Inhaltlich gesehen, findet sich die Frage des Wertewandels (im Sinne sich wandelnder Präferenzen) in paradigmatischer Form in der durch Inglehart (1977) angeregten „Materialismus/Postmaterialismus-Diskussion“ wieder. Danach hat zwischen der Generation vor 1945 und den Nachkriegsgenerationen eine Verschiebung der Wertschätzung von materiellen zu eher nicht- oder postmateriellen Werten stattgefunden. Die Kriegsgeneration, die Hunger, Zerstörung und Not erfahren hat, schätzt hingegen auch heute noch Werte, die mit physischer und sozialer Sicherheit einhergehen, besonders hoch ein. Für die später Geborenen, die in den Zeiten des „Wirtschaftswunders“ aufwuchsen, sind hingegen andere Wertsetzungen wesentlich: Nicht nur ein gutes Gehalt ist wichtig, die Arbeit soll auch sinnvoll und interessant sein, Frauen wollen nicht mehr länger Hausfrauen oder „Karrierebegleiterinnen“ ihrer Männer sein (Peukert, 1991), sondern sich selbst in einem Beruf verwirklichen. Nicht die Verschwendung von Umweltressourcen, sondern ein verantwortungsvolles Umgehen mit dem dem Menschen anvertrauten Planeten Erde scheint erstrebenswert.

Zur Erklärung dieser Änderungen entwickelte Inglehart (1977) eine aus der Kombination (1) einer *Knappheits-* oder *Mangelhypothese* und (2) einer *Sozialisationshypothese* bestehende Theorie. Kurz gefaßt besagt diese: Güter, die knapp sind, werden von den Menschen besonders geschätzt⁵, und für die späteren Wertemuster sind die frühkindlichen Erfahrungen (hinsichtlich knapper Güter) wesentlich⁶. Daraus folgt, daß Personen, die in materiellem

5 Diese These entspricht dem wirtschaftstheoretischen Begriff des sich vermindern den Grenznutzens: Wenn man ein Gut verbraucht (bzw. im vorliegenden Fall ein Bedürfnis befriedigt), dann steigt der Gesamtnutzen (bzw. das Ausmaß der Bedürfnisbefriedigung) erst schnell und dann immer langsamer an (Samuelson, Nordhaus, 1985, S. 412), d.h. der Nutzen, der zu der letzten verbrauchten (bzw. befriedigten) Einheit hinzukommt, geht zurück, und zwar umso mehr, je mehr Güter verbraucht werden (bzw. je stärker ein Bedürfnis befriedigt wird). Wenn beispielsweise ein Mensch nach ökonomischer Sicherheit strebt und alles tut, um diese zu erreichen (z.B. arbeiten), so wird der Gesamtanteil an Sicherheit zwar höher, jedoch die Zunahme an Bedürfnisbefriedigung wird immer weniger wert (er arbeitet jetzt viel und hat weniger Freizeit); im Extremfall kann die Zunahme sogar gar nichts mehr wert sein (wenn er nur noch arbeitet und überhaupt keine Freizeit mehr hat).

6 Damit kann man die eingangs erwähnte Bedürfnishierarchie von Maslow (1978) in Beziehung setzen. Inglehart (1977) geht von der Zweiteilung der Maslowschen Bedürfnispyramide in Mangel- und Wachstumsmotivationen aus. Ein von Mangelmotivation angetriebener Mensch

Wohlstand aufwachsen, sogenannte postmaterielle Werte (Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung) besonders schätzen, während Personen, die in den ersten Lebensjahren unter relativen Armutsbedingungen gelebt haben, ein eher materialistisches Wertemuster entwickeln.

Mit dieser Theorie versucht Inglehart (1979), die stärkere Orientierung jüngerer Menschen (im Vergleich zu älteren) an postmateriellen Werten und auch die besonders großen zeitlichen Unterschiede in Ländern, bei denen der ökonomische Wandel sehr deutlich war (z.B. Deutschland oder Österreich), zu erklären.⁷

Kritisiert wurde an dieser Theorie u.a., daß sie nur einen intergenerationalen Wandel beschreibt, daß es aber auch einen *lebenszyklisch bedingten Wertewandel* geben könne (Herz, 1979, S. 293). Fraglich bleibt auch, ob nicht ein *mehrdimensionaler Wertewandel* zu beobachten ist (Wiswede, 1990, S. 21), der mit dem Prokrustesbett der angesprochenen Theorie nicht adäquat abgebildet werden kann (z.B. von der Wertschätzung von Pflicht und Gehorsam hin zu Autonomie und Selbstbestimmung, von Opferbereitschaft und Disziplinierung hin zu hedonistischer Genußmoral, von „akquisitiv-extrinsischen“ Werten (z.B. Einkommen, Karriere) hin zu „non-akquisitiv-intrinsischen“ Werten (z.B. Leistungslust, Selbstverwirklichung); vgl. auch Klages, 1984).

Die aufgezeigten Tendenzen des Wertewandels (besser sollte man von einem Wandel der „Wertungen“ sprechen) können mit den beobachtbaren sozio-demographischen Entwicklungen, die im Hinblick auf Ehe und Familie zu beobachten sind, in Bezug gesetzt werden. Diese wären demnach Ausdruck von Individualisierungsbestrebungen: Ehe und Familie dienen dabei der persönlichen Nutzenmaximierung, Kinder sind in Gefahr, nicht als Selbstzweck geschätzt zu werden, sondern zur Spielwiese individueller Selbsterfahrung und -erweiterung zu verkommen, „Pflicht- und Akzeptanzorientierungen“ wandeln sich zugunsten von „Selbstentfaltung-Orientierungen“ (Nave-Herz, 1988b, S. 87). Das Institut der Ehe als einer lebenslang

versucht, eine Wiederherstellung eines physischen oder psychischen Gleichgewichts zu erlangen; der sich selbstverwirklichende Mensch strebt hingegen danach, sich zu entfalten, vollkommener zu werden, seinen eigenen Stil zu entwickeln. Diesen Menschen wurden in jungen Jahren die Grundbedürfnisse erfüllt, so daß sie später angeblich auch eine größere Frustrationstoleranz gegenüber materiellen Einschränkungen aufweisen.

⁷ In Deutschland wurden z.B. 1974 von den 16- bis 29jährigen 15% als postmaterialistisch orientiert klassifiziert, von den 50- bis 59jährigen hingegen nur 2% (a.a.O., S. 288). Die Inglehartsche Theorie scheint auch durch den Ost-West-Vergleich erneut bestätigt zu werden. In den Neuen Bundesländern sind materialistische Wertorientierungen verbreiteter als in den Alten Bundesländern (Ost: Materialisten 27%, Postmaterialisten 15%; West: Materialisten 15%, Postmaterialisten 32%; Statistisches Bundesamt, 1992, S. 632).

angelegten Schicksalsgemeinschaft wird von dem Modell des (der) auswechselbaren „Lebensabschnittbegleiters(in)“ abgelöst.

3. Leitbilder und Erziehungsziele in der Familie

Im gegebenen Kontext kann auch nachgewiesen werden, was über den Wandel der Wertungen hinsichtlich elterlicher Zielsetzungen für Kinder bekannt ist (Nave-Herz, 1994, S. 61 f). Diese Zielvorgaben sind ebenfalls nicht unabhängig von den Werten, die Erwachsene für sich selbst als wichtig ansehen. Dabei ist für weite Teile der erwachsenen Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland als Ergebnis des bereits angesprochenen gesellschaftlichen Wertewandels festzustellen, „daß Werte wie Gehorsam, Unterordnung, Fügsamkeit und Anpassungsbereitschaft ... an Boden verloren haben, während *gesellschaftskritische* (z.B. Emanzipation von Autoritäten, Autonomie), *hedonistische* (z.B. Genuß, Abwechslung) und *individualistische* (z.B. Kreativität, Selbstverwirklichung) deutlich an Bedeutung gewonnen haben“ (Maas, Schüller, 1990, S. 94).

Eine ähnliche Entwicklung trifft auch in bezug auf Leitbilder für die Erziehung in den Familien zu, denn auch die von Eltern als wertvoll eingeschätzten Persönlichkeitsdispositionen und Verhaltensbereitschaften für Kinder haben sich seit den 50er Jahren bedeutsam verändert: Standen 1951 noch „Ordnungsliebe und Fleiß“ an der obersten Stelle der Erziehungsziele, so ist dieses Ziel seit etwa 1970 zugunsten des Zieles „Selbständigkeit und freier Wille“ an die zweite Stelle gedrängt worden; „Gehorsam und Unterordnung“ waren im Zeitvergleich immer drittrangig (Lukesch, 1976, S. 35f); seit den 80er Jahren erfährt das Erziehungsziel „Selbständigkeit und freier Wille“ eine zunehmende Wertschätzung, während die Erwähnung von „Gehorsam und Unterordnung“ kaum mehr Akzeptanz findet. Bei anders gelagerten Vorgaben ist auch noch eine hohe Wertigkeit von „beruflicher Tüchtigkeit“, „Strebsamkeit“ sowie „Leistungsbereitschaft“ nachzuweisen. Hingegen nimmt die Ausrichtung an „Bescheidenheit“, „Bereitschaft zum Verzicht“, „Beliebtheit bei anderen“ und „religiösen Werten“ einen sehr geringen Stellenwert ein. Intragessellschaftliche Differenzierungen (wie sie in der 70er Jahren beispielsweise mit dem Schichtbegriff, der Stadt-/Landunterscheidung, der Differenzierung zwischen Mädchen und Buben konnotiert waren), haben dabei zugunsten individuell-biographischer Erfahrungen an Bedeutung verloren. Interpretativ kann man schließen, daß mit diesen Erziehungszielen aus Elternsicht der Tatsache Rechnung getragen wird,

daß die Lebensläufe der nächsten Generation „enttraditionalisiert“ und „individualisiert“ sind. In einer stärker sich ändernden Arbeitswelt ist es aus Elternsicht offensichtlich sinnvoller, auf Selbstbehauptung als auf Einordnung in (nicht mehr stabile) Grundmuster zu setzen.

Nach Hamann (1992, S. 61) ist das gegenwärtig dominierende elterliche Erziehungsleitbild für Kinder in der „bestmöglichen Förderung aller Fähigkeiten des Kindes bei gleichzeitig bewußter Respektierung seiner Bedürfnisse und Wünsche“ zusammenzufassen. D.h., Eltern nehmen ihre Erziehungsaufgaben anders wahr als früher, mit weniger direkter Lenkung, verbunden mit dem Anspruch nach eher subtiler Förderung vorhandener Ansätze. Sie finden sich dabei in der Rolle eines „allseitigen Entwicklungshelfers“ wieder, wobei sie zwischen den sachorientierten Anforderungen einer technisch-wissenschaftlichen Zivilisation (Effizienz, Leistung, Pünktlichkeit) als den Vorgaben der Umwelt, den eigenen Wertvorstellungen sowie den Bedürfnissen des Kindes zu vermitteln haben. Dabei kommen sie mehrfach in Schwierigkeiten, da die an die Kinder herangetragenen Leistungsanforderungen (z.B. durch die Schule) nicht nur als zu bewältigende Aufgabe der Kinder, sondern der Eltern gesehen werden (Schütze, 1988, S. 110).

Die „Emanzipation des Kindes“ (bisweilen auch als „Inthronisation des Kindes“ bezeichnet) führt letztendlich auch dazu, daß Eltern ihren direkten Einfluß schrittweise zurückgenommen haben. Ein machtorientiertes Verhalten paßt nicht mehr zu dieser veränderten Stellung des Kindes. Auch allgemein hat sich die innerfamiliäre Machtbalance zugunsten des Kindes verschoben.⁸ Diese Tendenzen sind in Deutschland seit den 70er Jahren sichtbar (Lukesch, 1976, S. 91 f). An die Stelle des Befehls und Gehorchens ist der Versuch einer bewußten und auf Argumentation setzenden Einflußnahme durch die Eltern getreten. Dabei versuchen Eltern im Normalfall, ihre Kinder durch Verhandlungs- und nicht durch Machtstrategien zu beeinflussen. Positiv ist auch der Rückgang elterlichen Strafens zu werten (eine Prügelstrafe, im 19. Jhd. nicht nur elterliches Recht, sondern bei Normverletzungen geradezu elterliche Pflicht, ist zum gesellschaftlichen Tabu, zu einem Fall für den Staatsanwalt geworden; andererseits sind - zumindest verbale - Übergriffe der Kinder gegenüber den Eltern nicht ungewöhnlich; vgl. Nave-Herz, 1994, S. 63). Der normative Druck auf Eltern, ihren Kindern immer liebe- und verständnisvoll zu begegnen, kann dabei sehr beträchtlich sein, vor allem wenn sich Eltern mit diesen Methoden als macht- und wir-

kungslos erleben. Überforderung der Eltern und resignatives Aus-dem-Felde-Gehen in Konfliktsituationen kann die Konsequenz sein.

Problematisch ist auch der mit den Liberalisierungstendenzen einhergehende Rückzug der Eltern aus der Verantwortung für das Kind (vgl. hierzu die Charakterisierung der familiären Erziehung in den USA als „kalte Demokratie“ durch Bronfenbrenner (1966, S. 331)). Die Änderungen im Selbstverständnis der Eltern in Richtung des Zugestehens von Freiräumen und Selbstverantwortung an Kinder und Jugendliche führen auch zu einem Verlust an „argumentativem Widerstand von seiten der Eltern und der Lehrer“ (Jugendliche werden zu „Orientierungswaisen“ (Cloer, 1992, S. 15)). In Extremkonstellationen führt dies zur Aufgabe elterlicher Erziehungstätigkeit. Den Heranwachsenden fehlt in einem solchen Kontext das Erfahren von Grenzen von seiten der Erwachsenen („Autoritätsverfall“). Kinder brauchen aber für ihre Entwicklung Grenzen bzw. Reibungspunkte, an denen sie wachsen können - solche werden ihnen unter diesen Umständen vorenthalten. Diese Erfahrungen müssen dann wieder in anderen Konstellationen (z.B. in der Peer-Gruppe) nachgeholt werden.

Die gegebene demographische Entwicklung hin zur Ein-Kind-Familie hat für die Kinder weitere Konsequenzen: Das einzelne Kind ist gegenüber dem Elternpaar trotz aller Liberalisierung in einer schwachen Position, ihm fehlen Unterstützungsmöglichkeiten durch Geschwister, es fehlt dem Einzelkind die Möglichkeit der Solidarisierung mit den Geschwistern gegen die Eltern als Repräsentanten der Erwachsenenwelt (Wagner-Winterhagen, 1988, S. 653). Die Flucht in eine von Medien dominierte und den Eltern nicht zugängliche Jugendwelt (vor allem Musikwelt) ist eine häufig gewählte Möglichkeit der Abgrenzung von eventuell nicht gewollter elterlicher Dominanz.

Einzelkindsituation und Erhöhung der Bedeutung des Kindes in der Familie kann ferner zu einer hohen Emotionalisierung im Verhältnis der Eltern (vor allem der Mütter) zu ihren Kindern führen. Kinder werden zu „Ersatzpartnern“ (Richter, 1971), wodurch sie psychisch überfordert werden. Beck und Beck-Gernsheim (1990, S. 138) sprechen sogar von „Zuwendungsterror“: Liebe werde aggressiv, aufopferungsvolle Zuwendung führe zu tief enttäuschter Abwendung, wenn die elterlichen (sprich mütterlichen) Erwartungen nicht erfüllt werden.

Nicht zu vergessen, in der Einzelkindsituation wird die Liebe der Eltern (und anderer Verwandter) durch Geld und Eröffnen von Konsummöglichkeiten gezeigt. Ein materialistischer Demonstrationskonsum, der sich am Vorbild Erwachsener orientiert (z.B. hinsichtlich des Verfügens von Geräten zum Medienkonsum und modischer Accessoires), und eine Abwendung von

⁸ Charakteristisch für diese Entwicklung sind auch Änderungen der Rechtsbegriffe, war früher von „elterlicher Gewalt“ über Kinder die Rede, so ist an Stelle dieses Begriffes die „elterliche Sorge“ getreten. Zwar kann durch Worte allein kein Bewußtseinswandel eintreten, aber zu überlegen wären auch Umfirmierungen des „Sorgerechts“ in eine „Sorgepflicht“ bzw. des „Umgangsrechts“ in eine „Umgangspflicht“.

kindgemäßen Spielwünschen ist eine Folge davon (Holtappels, Zimmermann, 1990, S. 161).

Eltern wissen heute auch mehr denn je, daß Bildung bzw. ein möglichst guter Schulabschluß in einem meritokratisch orientierten Gesellschaftssystem ein wichtiges Ziel familiärer Erziehung ist. Entsprechende Bemühungen beginnen bereits im Vorschulalter, wenn an die Kinder „pädagogisch wertvolles Spielmaterial“ herangetragen wird, das unter dem Aspekt der Lernmöglichkeiten ausgesucht wird. Eltern lehnen auch zunehmend Hauptschulabschlüsse für ihre Kinder ab; den eigenen Kindern sollen vielmehr beste Startchancen für das Leben verschafft werden, auch wenn die individuellen Leistungsdispositionen dafür fraglich sind. Für Mädchen ist eine wesentliche Zunahme der schulischen Qualifikationen nachweisbar, die heute bereits über dem Bildungsniveau der Jungen liegen (Lukesch, 1995, S. 74 f). Eine Steigerung der Bildungsaspirationen für viele Kinder führt zu erhöhten Leistungserwartungen und zu einer der Arbeitswelt vergleichbaren Zeitplanung für Kinder. Freizeit soll möglichst ertragreich verbracht werden, Zeit der Kinder geht verloren („Kinder brauchen ihre Langsamkeit“, Flitner, 1989, S. 491). Kinder werden an die Zeitstrukturen der Erwachsenen angepaßt, es kommt zu einer „Überfremdung kindlicher Zeitrhythmen“ (Wagner-Winterhagen, 1988, S. 653; s.u. auch in bezug auf die neuen Bundesländer).

Durch den Zusammenschluß der Bundesrepublik Deutschland mit der DDR haben sich auf gesellschaftlicher Ebene eine Reihe von Fakten geändert, die sich in unterschiedlichster Weise auf Ehe und Familie auswirken (Meyer, Schulze, 1992) und sich noch weiter auswirken können. Es ist dabei keineswegs vorhersehbar, ob dabei zwei gesellschaftliche Muster nebeneinander bestehen bleiben oder ob sich Angleichungsprozesse - in welche Richtung auch immer - ergeben werden.

Der für das Familienleben wohl bedeutsamste Unterschied zwischen neuen und alten Bundesländern liegt in der wesentlich größeren Bedeutung eines Berufes für Frauen aus der ehemaligen DDR. Durch die Situation (in der DDR war die Berufstätigkeit *beider* Eltern die Regel) war ein wesentlich höherer Druck auf Selbständigkeit der Kinder vorhanden. Dieses Erwartungsmuster setzt sich auch jetzt noch fort. Allerdings wird von Frauen (und den anderen Familienmitgliedern) aus den neuen Bundesländern trotz der höheren Berufsorientierung auch eine stärkere Familienorientierung als bei Frauen in den alten Bundesländern angegeben (IfDA, 1993, S. 78). Dies mag damit zusammenhängen, daß Freizeitorientierungen und Individualisierungstendenzen in der ehemaligen DDR aufgrund eingeschränkter Möglichkeiten kein dominantes Thema waren. In den neuen Bundesländern ist denn auch als konservatives Moment eine *größere Familienzentriertheit*

nachzuweisen. Vermutlich hatten Familien in der ehemaligen DDR noch mehr den Charakter einer „Notgemeinschaft“, um in ökonomisch schwierigen Situationen überleben zu können. Zudem waren die Familien eine selbstgeschaffene Gegenwelt zur umgebenden Gesellschaft (Gysi et al., 1990, S. 38).

Mit den verschiedenen erzieherischen Einflußnahmen ist für Eltern auf lange Sicht das Ziel verbunden, ihre Kinder in der gegebenen Gesellschaft selbständig handlungsfähig zu machen. Letztendlich bedeutet dies, daß die nachfolgende Generation auch zu einer eigenständigen Haltung in Fragen der Partnerschaft, Ehe und Familie finden muß. Zu den Themen der Familienerziehung zählt also auch die Ausbildung einer werthafter und auf das eigene Leben bezogenen Haltung zu Sexualität, Partnerschaft, Ehe und Familienbildung. In diesem Bereich erweisen sich Eltern oft als ausgesprochen zurückhaltend, da sie sich kaum in diese gelebten Lebensbereiche ihrer Kinder einbringen und dieses Feld den Einflüssen Dritter überlassen.

4. Eltern und andere Erzieher

Die Familie (einschließlich der verwandtschaftlichen Beziehungsnetze) wird normalerweise als Ort der Primärsozialisation angesehen. Hier werden grundlegende Wertvorstellungen bzw. Vorstellungen über die Welt, die Familie und die eigene Person durch den täglichen Umgang miteinander erworben. Die Familie ist auch die Basis, von der aus andere Werte und Ideen bewertet werden; erst später werden im Rahmen der Ablösung des Jugendlichen von seiner Familie andere Orientierungsquellen (z.B. Cliquen, Freundschaftsbeziehungen) wichtig, ohne daß aber der familiäre Einfluß völlig aufgehoben wäre.

Diese Betonung der Familie bedeutet keineswegs, daß andere Sozialisationsinstanzen unwichtig wären. Im Gegenteil, Kindergarten und Schule setzen neue Lernumwelten mit neuen Anforderungen, die in der Konsequenz wiederum einstellungsbildend sind, vor allem weil sie Erfahrungen ermöglichen, die in den Familien nicht immer oder nicht mehr vorhanden sind. Gerade die aufweisbaren familienstrukturellen Änderungen und die Änderung der Lebenswelt der Kinder erhöhen die Wichtigkeit institutioneller Angebote. Kindergarten, Schule, Vereine etc. können für Kinder *soziale Erfahrungsmöglichkeiten* in kompensatorischer Form bereitstellen, die in der Familien nicht mehr gegeben sind. Zielsetzungen und Selbstverständnis dieser

Institutionen müssen auf die Änderungen in den Familien abgestimmt werden. Genannt seien folgende Beispiele:

Die hohe Zahl an Einzelkindern sowie die geringe Kinderzahl in den Familien bedeutet, daß Erfahrungen mit Geschwistern seltener werden. Die Geschwistersozialisation, im Rahmen derer soziales Lernen und das spielerische Erfahren von Konflikten sowie eigener Grenzen möglich ist (Streiten, Teilen, Eifersucht, gemeinsame Freude, Feste, Spiele), wird reduziert oder fällt ganz weg. D.h., wichtige soziale Erfahrungen sind nicht mehr selbstverständlich gegeben, sondern müssen von Eltern oder Erziehungsinstitutionen „inszeniert“ werden. Dadurch werden Kindergarten und Schule bei Einzelkindern zum dominanten Ort für soziale Erfahrungen (Holtappels, Zimmermann, 1990, S. 161).

Kinder und Jugendliche sind zunehmend auf Gleichaltrigenkontakte außerhalb der Familien angewiesen. Die gestiegene Bedeutung außerhäusiger Spiel- und Erfahrungsmöglichkeiten für Kinder sowie von Cliquen für Jugendliche (Allerbeck, Hoag, 1985, S. 34) findet so eine Erklärung. Zugleich sind aber auch „auf der Straße“ nur wenige altersgleiche Kinder vorfindbar, d.h. auch die „Straßensozialisation“ findet nicht mehr automatisch statt, sondern muß geplant werden. Das notwendige Ausprobieren eigener Grenzen mit anderen bedeutet auch ein höheres Konfliktpotential, da hier ein Konsens über mehrere Familien (und nicht nur innerhalb der eigenen Familie) gefunden werden muß.

Berufstätigkeit beider Eltern, verbunden mit gesteigerten Ansprüchen an eine aktive Freizeit, kann paradoxerweise (d.h. trotz der bedeutsamen Reduktion der Wochen-, Jahres- und Lebensarbeitszeiten) einen Zeitverlust für die Kinder bedeuten. Ein besonderes Problem stellt sich dabei für alleinerziehende Eltern (Frauen), die bei vorhandener Beanspruchung durch Berufsarbeit für ein engmaschiges Betreuungsnetz für ihre Kinder sorgen müssen. Kinder aus Allein-Erzieher-Familien sind sich über lange Strecken des Tages selbst überlassen, besondere Probleme ergeben sich auch in den Ferienzeiten (Napp-Peters, 1987). Die Überlagerung von Arbeits- und Freizeitstrukturen der Eltern mit denen von Kindern (wegen der zeitlichen Vorgaben von Erziehungsinstitutionen) kann zu einer permanenten Zeitnot für Kinder führen.

Fehlende Geschwister bedeuten für die nächste Generation, daß sich familiäre Netzwerke ausdünnen (Holtappels, Zimmermann, 1990, S. 161). Erste Schritte zur Ablösung von der Herkunftsfamilie (Ferienreisen mit Onkeln und Tanten, Cousins etc.) können nicht mehr innerhalb verwandtschaftlicher Beziehungen gemacht werden (Münchmeier, 1994, S. 3). Auch Hilfen bei der Kinderbetreuung fallen aus. Damit sind Kinder und ihre Eltern zunehmend auf Angebote öffentlicher Institutionen angewiesen (z.B.

Ferienveranstaltungen öffentlicher Träger, während des Schuljahres Freizeitangebote für Kinder).

Zur Familie zu zählen sind auch die verwandtschaftlichen Netzwerke, besonders die Beziehung zu den eigenen Eltern. Während bis zur Ankunft des ersten Kindes das Verhältnis zwischen den Generationen durch zunehmende Ablösungstendenzen gekennzeichnet ist (in den alten Bundesländern umfaßten nur 1,2 % aller Haushalte drei Generationen; Statistisches Bundesamt, 1992), bewirkt die Erstelternschaft eine Erhöhung der Kontaktdichte zu den eigenen Eltern (Schneewind, 1992, S. 29). Damit verbunden ist auch eine (Neu-)Definition der Großelternrolle und in der Folge eine Reihe von Leistungen für die Enkelkinder, z.B. Versorgung der Enkel, Geben emotionaler Zuwendung, Spielen oder Lernen (Stricker, Holdmann, 1988), besonders wenn Not am Mann (oder der Frau) ist (sogenannte „Springerdienste“). So wird nach Beckmann und Engelbrech (1993, S. 115) von 6-18 % (mit größerer Betreuungsintensität bei jüngeren Kindern) der Eltern in den neuen Bundesländern gesagt, die Großeltern würden die Kinder betreuen.⁹ Ähnlich wie bei den Eltern scheinen die Beziehungen zu den Großmüttern (besonders zur Mutter der Mutter) enger als zu den Großvätern zu sein. Allgemein sei auch auf die bedeutsamen materiellen Transferleistungen der älteren Generation an die jüngere verwiesen (Köcher, 1985, BMJFG, 1986). Großeltern (und andere verwandtschaftliche Netzwerke) stellen also ein bedeutsames „Sozialkapital“ dar.

Aber auch die Bedeutung von ErzieherInnen in öffentlichen Institutionen (Kindergärtnerinnen, Lehrern und Lehrerinnen) geht über die Funktion der Wissensvermittlung oder des Bewahrens hinaus. Dies entspricht aber im Grunde seit langem dem Selbstverständnis von Schule, das zentral einen sogenannten „Erziehungsauftrag“ miteinschließt, der die Erziehung in der Familie ergänzen bzw. Mängel ausgleichen soll.¹⁰ Allerdings sind unter dem Schlagwort von der „Schule als die Reparaturinstitution der Gesellschaft“

9 Großeltern nehmen die verschiedensten Beziehungen zu ihren Enkeln auf. Von Cherlin und Furstenberg (1985) werden drei Typen unterschieden: (1) *Distanzierte Großeltern* mit losen Beziehungen zu ihren Enkelkindern, die z.T. die Großelternrolle nicht akzeptieren wollen (sich z.B. nicht mit „Oma“ oder „Opa“ anreden lassen wollen), (2) *kameradschaftliche Großeltern*, die vor allem ein liebevolles und freundschaftliches Verhältnis zu den Enkeln pflegen wollen, ohne die Grenzen hinsichtlich irgendwelcher Erziehungsbefugnisse zu überschreiten und (3) *Großeltern als Ersatzeltern*, die bei erhöhtem Bedarf, bei Ausfällen und Problemsituationen auch Erziehungsaufgaben i.e.S. gegenüber ihren Enkelkindern übernehmen.

10 Als Aufgabe für Schule wird z.B. die Vermittlung „sozialer Kompetenz“, Kontakt-, Kooperations- und Kommunikationsfähigkeit gefordert (von Recum, 1993, S. 70), statt „einseitiger Wissenschaftsorientiertheit“ wird eine „Kursänderung ... zugunsten der Polarität von Wissen und Lieben, von Vernunft und Gemüt, von intellektueller und emotionaler Erziehung“ eingeklagt (Brezinka, 1986, S. 94).

bei professionellen Pädagogen Abwehrhaltungen gegenüber diesen Aufgaben wahrnehmbar. Das Bewußtsein, in einer umfassenden Weise Verantwortung für Kinder und Jugendliche zu tragen, sollte aber nicht nur für Eltern, sondern auch für alle anderen Erzieher eine Selbstverständlichkeit sein. Der beklagte *Verlust* bzw. *die Abschwächung der Sozialisationsfunktion der Familien* begründet die vermehrte kompensatorische Nachfrage an institutionellen Erziehungs- und Betreuungsangeboten.

5. Einfluß der Medien auf familiäre Leitbilder

Familie und Ehe werden innerhalb gesellschaftlicher Erfahrungsräume gelebt. Damit sind auf der einen Seite real erlebbare Vorbilder gemeint, auf der anderen Seite aber auch fiktionale Modelle, die über massenmediale Angebote (Druck-, AV- und Musikmedien) an die Menschen herangetragen werden. Jede Partnerbeziehung und auch jede Beziehung zu Kindern ist mitgeprägt von der vielfältig erfahrbaren Pluralität der umgebenden Lebensformen. Dabei kann bereits die Wahrnehmung bestimmter, auch fiktiver Lebensformen von orientierender Bedeutung sein und werthafte Stellungnahmen auslösen (vgl. hierzu das Diktum von der „normativen Kraft des Faktischen“, wobei auch die Medienfiktion eine Realität ist). Realitätsverwechslungen sind zudem bei Erwachsenen in vielfältiger Weise nachweisbar.

Kinder und Jugendliche gelten als „Mediengeneration“, sie verfügen in beträchtlichem Ausmaß über eigene Fernseh- oder Videogeräte, Computer oder Video-Spielkonsolen.¹¹ Aufgrund der Vollausrüstung deutscher Haushalte mit Geräten zum AV-Konsum (TV 98 %, Video 57 %) sind die breitgefächerten Angebote öffentlich-rechtlicher und privater Anbieter allgemein und ubiquitär zugänglich. Durch Zweitgeräte verringern sich oberflächlich gesehen mögliche Konflikte wegen des Programms, andererseits geht der Einfluß der Eltern auf die Sehinhalte ihrer Kinder dramatisch zurück. Zudem sind die AV-Medien prädestiniert, eine Ersatzbetreuung der Kinder zu übernehmen („elektronische Babysitter“), dies tritt gehäuft in familiären Problemlagen auf (z.B. Alleinerziehertum; Hurrelmann, 1989). Auch wird durch eine weitgehend mediatisierte Welt Freizeit auf ein „Leben aus zwei-

¹¹ Von den 6- bis 8jährigen Kindern besitzen 15,5 % einen eigenen Fernseher, von den 9- bis 10jährigen sind es bereits 34 %; betrachtet man das Distributionsmedium Video, so haben von den 6- bis 8jährigen Kindern 5,5 % einen eigenen Recorder, von den 9- bis 10jährigen sogar 14 % (Glogauer, 1993, S. 12).

ter Hand“ reduziert - Medienerfahrungen ersetzen reale Erfahrungen. Positiv gewendet, könnte man auch daraus ableiten, daß Kinder und Jugendliche zunehmend kompetenter im Umgang mit den Medien werden; die für sie wichtigen Leitbilder werden aber nicht mehr in der Realität erfahren, sondern sie stammen aus einer medialen Scheinwelt.

Das allgemein feststellbare Zugestehen von Eigenverantwortlichkeit durch Eltern an ihre Kinder äußert sich im Bereich des Medienkonsums in Form einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber Angeboten der Medienindustrie. Ein beträchtlicher Teil der als jugendgefährdend oder als sozial-schädlich eingestuften Filme wird aus dem familiären Bereich an die Kinder weitergegeben. Dabei sind die Medienangebote - gemessen an den von ihnen verbreiteten Inhalten - bekanntlich keineswegs unproblematisch: Von den ca. 16000 ausleihbaren Videofilmen sind 2508 (Stand Mai 1995, BPjS, 1995, S. 18) indiziert; inhaltlich gesehen, werden in ihnen vor allem Gewaltbotschaften bzw. ein mit Gewalttätigkeiten durchsetztes Männer- und Frauenbild transportiert. Auch dies ist letztendlich Folge medienspezifischer Gestaltungsmöglichkeiten, denn Gewaltdarstellungen lassen sich leichter in Szene setzen als prosoziale Ideale.

Trotz der bestehenden Gesetzgebung gelangen diese Filme an Kinder und Jugendliche.¹² Besonders männliche Kinder und Jugendliche nutzen diese Angebote, wobei auch hier wieder ein Zusammenhang mit der familiären Situation dieser Kinder und Jugendlichen besteht (z.B. verstärkte Suche nach „starken“ männlichen Identifikationsobjekten bei den von Müttern alleinerzogenen männlichen Kindern und Jugendlichen). Der Gewaltfilmkonsum verlagert sich auch zunehmend auf jüngere Alterssegmente (Weiß, 1993).

Für die in medialen Angeboten enthaltenen Leitbilder ist noch ein weiterer Aspekt wichtig: AV-Produkte (Fernsehen, Video) müssen, weil sie teuer sind, möglichst billig produziert werden. Private Fernsehanbieter stehen dabei unter wesentlich strikteren Zwängen als öffentlich-rechtliche Sender. Auch allgemein hat die Ausweitung des Sendeangebots einen enormen Bedarf an billig erhältlichen Produkten bewirkt. Im Unterhaltungsbereich wird dieses Ziel u.a. durch den Einkauf von Filmen (vor allem aus den USA) oder von Sendungskonzepten (z.B. „Tutti-Frutti-Show“) erreicht, die ihren Gewinn bereits in anderen Ländern eingespielt haben. Damit werden kulturell geprägte Familien- bzw. Frauen-/Männerbilder aus dem nordamerikanischen Kulturkreis *importiert* (dieser weltweite Kulturimperialismus wurde auch als „Cocakolonisierung“ kritisiert).

¹² In den neuen Bundesländern konnten 1991 kurz nach der sogenannte „Wende“ unter den 13jährigen 46,5 % Nutzer indizierter Videos und 5,1 % Nutzer beschlagnahmter Videos gefunden werden (Lukesch, 1992).

Für die in Medien propagierten Leitbilder muß die naheliegende Tatsache bedacht werden, daß Aktivierung und interessierte Zuwendung („Jagd nach Einschaltquoten“) ganz allgemein durch die Thematisierung des Seltenen, des Konflikthaften, des von einer sozialen Norm Abweichenden erreicht werden können (vgl. hierzu das für den Informationsbereich geprägte Schlagwort; „Only bad news are good news“). Mediale Produkte dürfen von daher nicht einfach eine soziale Realität abbilden, sondern nach Möglichkeit das Ungewöhnliche öffentlich zur Schau stellen. Gewendet auf die Familienthematik bedeutet dies, daß Extrempositionen eine wesentliche größere Chance zur Vermarktung haben als Durchschnittlichkeit (z.B. wird eine Talkshow eher die Homo- und Lesbenehe zum Thema haben als das Zusammenleben einer durchschnittlichen Familie). Selbst wenn eine „ganz normale Familie“ gezeigt werden soll, so ist nicht der Alltag Gegenstand der Darstellung, sondern Konflikte und Konfliktlösungen, die im realen Leben höchst selten bzw. gar nicht anzutreffen sind. Die damit erzielte Aufmerksamkeitszuwendung bewirkt eine Veralltäglichsung dargestellter Positionen, eine Normalisierung des ehemals Abweichenden. Zu bedenken ist auch, je weiter weg die Themen von der Eigenerfahrung sind, desto eher nimmt sie der Rezipient als wahr hin (Winterhoff-Spurk, 1989); mediale Botschaften besitzen also in erfahrungsferneren Bereichen besondere Glaubwürdigkeit.

AV-Produkte müssen auch schnell und leicht verständlich sein. Bei ihnen ist der Zwang zur Reduzierung und Schematisierung wesentlich größer als etwa bei einem Buch, das man in Ruhe lesen kann. In einem Film wird deshalb in der Regel auf eingängige Stereotype oder „Scripts“ zurückgegriffen, die keinerlei weiterer Erklärung bedürfen, um verlässlich bestimmte Konnotationen auszulösen. Deshalb ist das Fernsehen (bzw. der Film) wieder ein hinter der Zeit herhinkendes Medium, da es von solchen gut ausgebildeten Typisierungen Gebrauch machen muß. Der Großteil der vom Fernsehen transportierten Frauen- und Männerbilder entspricht denn auch veralteten Geschlechterrollentypisierungen, ohne daß der Breite der zwischenzeitlich von Frauen erreichten gesellschaftlichen Positionen Rechnung getragen würde (Weiderer, 1993). Dies gilt auch für die Welt der Videoclips, die wegen ihrer z.T. sehr sexistischen Orientierungen Kritik erfahren haben. Ein ähnlicher das Gleichberechtigungspostulat ignorierender „heimlicher Lehrplan“ läßt sich allerdings auch in Schulbüchern finden (Lindner, Lukesch, 1994). Das Bild von der Familie wird also durch diese in den Medien wiedergegebenen stereotypen Vorstellungen massiv beeinflusst. Autoren, Drehbuchschreiber, Regisseure und Produzenten plazieren dabei ihre subjektiven Vorstellungen über Ideal, Realität oder Problematik von familiären Beziehungen einer breiten Öffentlichkeit. Diese bilden wieder eine Interpretations- oder Vergleichsbasis für das eigene Leben und setzen damit bestimmte

Aspirationsniveaus (Was kommt häufig oder bei wem vor? Was steht deshalb auch mir zu?).

6. Empfehlungen und Perspektiven über Aufgaben der Familienerziehung

Einleitend wurde davon gesprochen, daß von der Erziehung *der* Familie die Erziehung *in der* Familie profitieren könnte. Solche Maßnahmen können nach dem Grad der „Interventionsbedürftigkeit“ und „Verletzlichkeit“ einer Familie (Schneewind, 1991, S. 275 f) in *Entwicklungsoptimierung* (Stärkung familiärer Ressourcen ohne einen konkreten Interventionsanlaß, z.B. Vermittlung von Beziehungsfertigkeiten oder von Selbstkontrolltechniken), *Prävention* (bei Vorliegen von Risiken, z.B. Vorbereitung auf mögliche durch den Familienzyklus bzw. auf die durch die Familienbildung selbst bedingten antizipierbaren krisenhaften Ereignisse) und *Remediation* (Intervention bei manifesten Störungen im Familiensystem) unterteilt werden. Dieser drei Bereiche nehmen sich Institutionen der Familienerziehung (-bildung), -beratung und -therapie (mit Überlappungen an den Rändern) an.

Im folgenden sollen mögliche Prinzipien und Grundsätze, nach denen sich diese Maßnahmen orientieren könnten, angesprochen werden. Dabei soll an den in Art 6 (1) des Grundgesetzes besonderen Schutz von Ehe und Familie erinnert werden¹³. Der dem Grundgesetz ursprünglich zugrunde liegende Familienbegriff trifft aber heute nur mehr auf partielle Zustimmung. Dieser Wandlungsprozeß hinsichtlich des Verständnisses von Ehe und Familie beginnt mit der staatlich akzeptierten Diversifizierung des Familienbegriffs, nach dem (beinahe) beliebige Formen des Zusammenlebens von zwei oder mehr Menschen als „Familie“ begriffen werden. Er wird noch wesentlich durch das Scheidungsrecht vorangetrieben. Dieses ist seit der Eherechtsreform von 1977 durch die Abkehr von einem materialen *Verschuldensprinzip* (das sich an einem wohl definierten Sinngehalt des Eheversprechens orientieren konnte, das aber zu überprüfen sich die Familiengerichte als nicht fähig erwiesen haben) zum formalen *Zerrüttungsprinzip* gekennzeichnet. Obwohl der Idee nach die Ehe als eine gesellschaftliche Institution

13 Die genaue Formulierung von Art 6 GG lautet: „(1) Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung. (2) Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft. ...“

gilt, die von einer lebenslangen, heterosexuellen Geschlechtsgemeinschaft und einer besonderen geistigen und seelischen Verbundenheit „in guten wie in schlechten Zeiten“ der Ehegatten ausgeht und die bei christlich geprägten Menschen zudem sakramental überhöht ist, kann sie faktisch jederzeit von einem der Ehepartner aufgekündigt werden - ihr Bestand ist nicht erzwingbar.

Familienerziehung kann aufgrund dieser Entwicklung nicht allein von einem unrealistisch-harmonistischen Idealbild einer bis zum Tode eines Gatten reichenden ehelichen Beziehung ausgehen, sondern muß die Lebensvarianten, die nicht zu einer Familie auf der Basis einer Ehe führen (Ein-Eltern-Familien, nichteheliche Lebensgemeinschaften), ebenso berücksichtigen, wie die Lebensformen, die durch (ein- oder mehrfache) Scheidung und Wiederverheiratung zustande gekommen sind. Trotz der durch die gesellschaftliche Entwicklung und die rechtlichen Vorgaben begünstigten Erosionstendenzen ist die Ehe als rechtlich und öffentlich anerkannte Form des Zusammenlebens z.Zt. immer noch die weitaus häufigste Form einer Partnerschaft und nach Meinungsumfragen innerhalb der heranwachsenden Generation zumindest das Mehrheitsmodell der Zukunft. Auch dafür sind Angebote zu überlegen.

Familienerziehung ist zudem eine Gemeinschaftsaufgabe, die von den Familien selbst, von staatlichen Instanzen (insbesondere der Institution Schule) und außerstaatlichen Bildungsinstitutionen (z.B. den Kirchen, politischen Stiftungen) getragen wird. Kirchliche Ehevorbereitungskurse sind von dem zeitlichen und organisatorischen Rahmen, dem ihnen anhaftenden Zwangscharakter, der nicht vorhersehbaren Kompetenz der Referenten und Referentinnen sowie von selbstauferlegten Gesprächsgrenzen trotz ihrer häufigen Nutzung nur begrenzt wirksam. Sie stehen zudem in einem deutlich wahrnehmbaren Spannungsfeld von sozialer Realität und kirchlichen Wertvorstellungen, die aber ihrerseits nur eine geringe Relevanz für Erwachsene besitzen. Da aber keine anderen Institutionen vorhanden sind, die sich im Vorfeld einer Eheschließung berufen fühlen (abgesehen von schulischen Erziehungsaufgaben), beratend tätig zu sein, sind sie mit besonderer Verantwortung belastet.

Überträgt man die für die Gegenwart mehrheitlich akzeptierten Leitbilder und Wertvorstellungen (vgl. Kap. 2 und 3) auf konkrete familienbildnerische Maßnahmen, so können die sich ergebenden Aufgaben mit Hilfe der Beachtung von fünf Prinzipien gelöst werden:

(1) Familienerziehung kann nicht eine bestimmte Lebensform erzwingen. Es ist vielmehr von einer prinzipiellen Offenheit hinsichtlich der Ergebnisse solcher Maßnahmen auszugehen; familienerzieherische Maßnahmen können aber die Entscheidungsgrundlagen für eigenes Handeln bewußter ma-

chen. Da Autonomie in der Werthierarchie der Erwachsenen einen hohen Stellenwert einnimmt, sollte zuvorders die *Förderung von Selbstbestimmungsfähigkeit* angestrebt werden (Schneewind (1992, S. 22) spricht sogar von einem „Zwang zur Selbstbestimmung“). Selbstbestimmung bedeutet zu erkennen, welche äußeren Faktoren (z.B. in Form von Leitbildern in den Medien, dem Druck durch Eltern oder eine andere soziale Öffentlichkeit, Zufälligkeit der eigenen Lebenssituation) auf die eigenen Entscheidungen einwirken; Selbstbestimmung bedeutet, bewußt zu entscheiden, ob man sich diesen Einflüssen überläßt oder seinen eigenen Standpunkt findet. Dabei darf auch einer Auseinandersetzung mit möglichen Tabuthemen nicht aus dem Wege gegangen werden. Diese können - da sie soziale Selbstverständlichkeiten oder Aspekte des Selbstkonzepts in Frage stellen - möglicherweise als bedrohlich erlebt werden, und sie sind deshalb in der Gefahr, verdrängt zu werden (z.B. Was sind eigentlich die Grundlagen gegenseitiger Wertschätzung? Wie wird partnerschaftliche Treue gehandhabt? Wollen die Partner wirklich Kinder haben?). Bewußte Selbstbestimmung ist in einer enttraditionalisierten Zeit eine Hilfe, die Qualität einer Entscheidung zu verbessern und die Bereitschaft, zu dieser Entscheidung zu stehen, zu erhöhen.

(2) Man wird vermutlich ferner nicht fehlgehen, wenn als Prinzip jeglicher familienerzieherischer Maßnahme die *gleichberechtigte Berücksichtigung der Bedürfnisse* der an einem Familienprozeß Beteiligten gefordert wird, also von Frauen (Müttern), Männern (Vätern) und Kindern. Für Kinder ist besondere Sorgfalt zu fordern (indem z.B. auf Artikulationshilfen geachtet wird), da sie als schutzbedürftig und noch nicht voll für sich verantwortlich gelten. Parteilichkeit für eine Seite - wie dies z.B. von feministisch sich verstehenden Institutionen betrieben wird - ist hingegen abzulehnen.

(3) Familienerziehung hat von dem *Prinzip der Solidarität* aller Mitglieder eines Familien- oder Partnersystems auszugehen.¹⁴ Damit ist die prinzipielle Zumutung gegenseitiger Achtung und Wertschätzung gemeint, die auch in dem Begriff der Menschenwürde zum Ausdruck kommt. Die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe und Unterstützung betrifft den materiellen, sozialen und emotionalen Bereich. Besonders zu betonen ist, daß dieses Prinzip nicht allein im mehr oder minder routinisierten Alltag gelten soll, sondern gerade auch in schwierigen Familienphasen, in Zeiten des Umbruch und besonders im Trennungsfall. Auch wenn im Einzelfall Ungleichheiten in dem, was die Familienmitglieder in den Familienprozeß einbringen, nicht auszuschließen

¹⁴ Brezinka (1986, S. 92) macht darauf aufmerksam, daß die Verpflichtung zum gegenseitigen Beistand sogar Inhalt des BGB ist (§ 1618a: „Eltern und Kinder sind einander Beistand und Rücksicht schuldig.“).

sind und Egoismen häufig sein mögen, sollte gegenseitige Solidarität ein Zielkriterium jeglicher Familienerziehung bleiben.

(4) Bei Maßnahmen der Familienerziehung sollte die Erreichung *formaler Qualifikationen und sozialer Kompetenzen* angestrebt werden. Dies scheint besonders wichtig, da heute die Erwartungen an die Gattenbeziehung und an die Qualität des Umganges mit Kindern wesentlich gestiegen sind. Als solche können z.B. gelten:

- Gesprächsbereitschaft und Gesprächsfähigkeit auf der Basis autonomen Selbstbewußtseins;
- in Analogie zu den Reparaturmechanismen in der Biologie muß die Fähigkeit zur konstruktiven Problemlösung und Konfliktbewältigung gestärkt werden (z.B. Was geschieht, wenn Erwartungen in bezug auf Partnerschaftlichkeit, auf sozialen Aufsteig, auf materielle Aspekte in einer Beziehung nicht erfüllbar erscheinen? Welche Folgen haben sexuelle Untreue oder andere Vertrauensverstöße? Welche anderen Konfliktfelder können auftreten? Wie ist ein Ausgleich zwischen Zielen von Kindern und Eltern zu erreichen?);
- Training in Fertigkeiten, um einen immer wieder neu geforderten „Ausgleich von Verbundenheit und Autonomie“ (Schneewind, 1992) zu erreichen (z.B. aktives Zuhören lernen, über sich selbst, seine Bedürfnisse und Gefühle sprechen, Mitteilungen über die Qualität der Wahrnehmung des anderen machen können);
- Bereitschaft, die Familie angstfrei als einen Prozeß wahrnehmen zu können; Erwerb der Fähigkeit, Stabilität - trotz möglicherweise fehlender Vorbilder in der Elterngeneration sowie den Medien - immer neu auszuhandeln;
- Bewußtmachung von (übernommenen, impliziten und bewußtseinsfernen) Werthaltungen über Form und Inhalt von Familie.

(5) *Inhaltliche Maßnahmen der Familienerziehung* können sich an den möglichen Phasen (a) der Entstehung, (b) der Änderung und auch des Zerfalls (c) von Familien orientieren.

Mögliche Themen könnten dabei sein:

(5a) *Themen der Familienerziehung bei der Entstehung von Partnerbeziehungen, Ehe und Familie*

- Welche Selbstdefinitionen und Erwartungen als Frau/Mann, Partnerin/Partner, zukünftige(r) Mutter/Vater sind vorhanden?

- Wie ist Sensibilität für die Wirkung der eigenen Person auf den Partner/die Partnerin zu erlernen? Was strebt man an und was wird tatsächlich bewirkt?
- Über welche Konfliktlösungsmöglichkeiten verfügen die (Ehe-)Partner? Welche Folgen haben bestimmte Konfliktlösungsformen (z.B. machtorientierte Strategien) für alle Beteiligten?
- Welche Rolle spielt eine erfüllte Sexualität für eine Partnerschaft bzw. ist eine sexuell befriedigende Basis überhaupt vorhanden?
- Was ist der ideelle und rechtliche Gehalt einer Ehe im Unterschied zu einer anderen Lebensform? Welche Rechtsfolgen sind mit einer Eheschließung und im besonderen mit einer Scheidung verbunden? Wie kann ein Ehevertrag gestaltet werden?
- Welche Rechtspositionen sind bei einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft vorhanden? Wie kann man durch Verträge den rechtlichen Gehalt einer solchen Beziehung definieren?
- Welche Rechtsfolgen für Mutter und Vater sind im Falle eines nichtehelich geborenen Kindes gegeben? Welche Rolle spielen dabei staatliche Instanzen (Jugendamt, Familiengerichte)?
- Welcher Stellenwert wird von Frau/Mann Beruf und Familie im Lebensplan insgesamt zugeschrieben?
- Welche Investitionen ist man bereit zu leisten (z.B. in den gemeinsamen Haushalt, in die Partnerbeziehung, in Kinder)? In welchen Lebensbereichen behält man sich Freiräume vor?
- Welcher zeitliche Stellenwert soll der Hausarbeit zukommen? Wie kann eine egalitäre Aufteilung bei den Aufgaben im Haushalt erreicht werden? Welche emotionalen Bedeutungen positiver und negativer Art sind damit verbunden (Gratifikationen, Enttäuschungen, Möglichkeit zur Selbstdefinition, zur Machtausübung)?
- Welche Motive für und gegen einen Kindervunsch liegen aus der Sicht der Frau/des Mannes vor? Wie geht man mit seinen eigenen Erwartungen in bezug auf Kinder um? Wird in dem Kind eine eigenständige Person gesehen oder ein Mittel für Zwecke der Eltern?
- Was ist, wenn Kinder nicht den elterlichen Wunschvorstellungen entsprechen (z.B. bei körperlichen Behinderungen, bei nicht erwünschtem Geschlecht, bei sogenannten „Schreikindern“)?
- Wie ist die eigene Position zum Schwangerschaftsabbruch? Was würde man tun, wenn eine Bekannte oder die eigene Tochter vor einer solchen Entscheidung stünde? Wie ist die eigene Haltung gegenüber einem nichtehelich geborenen (Enkel-)Kind?
- Wie können Unterschiede zwischen Meinen und Tun aufgezeigt werden? Warum ist es leichter, Wasser zu predigen als auch zu trinken?

(5b) Themen der Familienerziehung bei der Änderung von Partnerbeziehungen, Ehe und Familie

- Welche positiven (oder auch negativen) Perspektiven werden durch Kinder eröffnet (z.B. neues Selbstbewußtsein durch die Kinder, sozialer und emotionaler Gehalt von Mutter- und Vaterschaft, Belastungen aufgrund zeitlicher und emotionaler Beanspruchung)?
- Welche Investitionen ist man bereit, nach Ankunft eines Kindes zu leisten (z.B. in die Kinder selbst, in den gemeinsamen Haushalt, in die Partnerbeziehung)? Was würde man für Kinder (zeitweise oder dauernd) aufgeben (Opferbereitschaft für Kinder in bezug auf berufliche Karriere, Urlaub, Freizeit, Freunde)?
- Wie ist das Leben der Mutter eines nichtehelich geborenen Kindes zu organisieren? Welche Hilfen sind von wem zu erwarten? Wie kann der leibliche Vater in die Fürsorge und Betreuung des Kindes eingebunden werden, auch wenn keine eheliche oder eheähnliche Partnerschaft zustande kommt?
- Wie kann in einer bestehenden Partnerbeziehung bei Ankunft eines Kindes eine egalitäre Aufteilung bei den Aufgaben im Haushalt, bei der Kinderpflege und Kindererziehung reorganisiert werden?
- Wie versteht man die eigene (Vater-/Mutter-) Rolle? Was erwartet man von dem anderen? Was gesteht man ihm zu?
- Welche Ideale bezüglich des Umganges mit Kindern liegen bei Müttern/Vätern vor? Wie kann ein partnerschaftlicher Erziehungsstil realisiert werden? Wie sehen Rollenzuschreibungen durch den Partner (die Partnerin) aus? Ist man bereit, diesen nachzukommen?
- Was ist für Kinder in dem jeweiligen Lebensabschnitt wichtig? Wie kann Sensibilität für die Bedürfnisse des Kindes erreicht werden?
- Wie verhält man sich in Konfliktfällen mit Kindern (bei alltäglichen Konflikten, bei gravierenden Problemen, z.B. Drogenkontakten, Kriminalität)? Wie kann die Tendenz zu möglicherweise unangemessenen Reaktionen der Eltern (in bestimmten vorhersehbaren Situationen) verändert werden?
- Mit welchen Methoden kann man Erziehern helfen, Unterschiede zwischen den von ihnen angestrebten Vorstellungen über den richtigen Umgang mit ihren Kindern sowie ihren Partnern und ihrem Verhalten zu überbrücken?
- Wie kann man die Erziehungskompetenz der Eltern stärken (z.B. Auseinandersetzung mit folgenden Fragen: Entwicklungsphasen der Kinder, Ziel- und Mittelfragen bei der Erziehung, Haupt- und Nebeneffekte erzieherischer Maßnahmen, kurz- und langfristige Konsequenzen elterli-

chen Handelns, „Kinder brauchen Grenzen“, Kenntnis der Einflüsse der Medien und anderer Quellen von Gewaltbereitschaft)?

- Welcher der Partner soll und will seinen Beruf zugunsten der Kinderpflege für wie lange einschränken oder aufgeben? Sind Betreuungsmöglichkeiten bei Berufstätigkeit beider Eltern vorhanden? Welche Aufgaben sind die Eltern bereit, an Institutionen abzugeben?
- Wie ist eine Wiederaufnahme der Berufstätigkeit (durch die Frau/den Mann) zu gestalten? Welche Probleme ergeben sich bei einem langen Ausscheiden aus dem Beruf?
- Welche Kontakte und Kontaktqualitäten zu Eltern, Schwiegereltern und anderen Verwandten sind vorhanden? In welches verwandtschaftliche Netzwerk ist man eingebunden?
- Welche sozialen und materiellen Leistungen der Großelterngeneration und des familialen Netzwerkes sind für die jungen Ehepaare und die Enkelkinder zu erwarten? Welche „sozialen Kosten“ sind damit verbunden?
- Wie gestalten sich Kontakte zu Freunden und Bekannten nach Geburt eines Kindes?
- Welche Hilfen (Austausch von Erfahrung, Fortbildungsangebote, Beratung, direkte materielle Hilfen) sind von Dritten (staatlichen Instanzen, Beratungsdiensten, Bildungsangeboten der Erwachsenenbildung, Jugendamt, Arbeitsgemeinschaften, Selbsthilfegruppen) zu erhalten?
- Wie gestaltet sich das Leben in der Phase der nachelterlichen Gefährtschaft („leeres Nest“)? Welche befriedigenden Selbstdefinitionen und welche Definition der Partnerbeziehung werden angestrebt?

(5c) Hilfestellungen bei einem Zerfall von Familien

Familienerziehung muß sich sowohl antizipatorisch wie auch beratend-therapeutisch mit der Möglichkeit der massiven Belastung, der Beendigung einer Beziehung durch den Tod des Partners/der Partnerin und auch des Scheiterns einer Beziehung auseinandersetzen. Themen der Familienerziehung könnten dabei sein:

- Welche speziellen Hilfe sind in Notfällen zu erreichen (z.B. bei akuter oder chronischer Krankheit eines Kindes, eines Elternteils oder eines nahestehenden Familienmitgliedes)?
- Was ist zu tun bei Sucht, Gewalt, sexuellem Mißbrauch, Erziehungsunfähigkeit, Kriminalität eines Familienmitgliedes?
- Wie kann der Tod eines Ehepartners (eines Kindes, der eigenen Eltern) bewältigt werden? Wie kann sich das familiale System dann neu formieren? Wie kann man sich auf den Tod eines Ehepartners vorbereiten (so-

ziales Netzwerk, eigene Betätigungsfelder, Abfassen eines Testamentes)?

- Wie können Enttäuschungen und Emotionen bei einer Trennung (Scheidung) unter Berücksichtigung des Standpunktes aller Beteiligten aufgearbeitet werden?
- Wie werden Kinder in den Trennungs- (Scheidungs-)prozeß einbezogen? Werden Kinder für eigene Bedürfnisse bzw. den noch akut oder unterschwellig ablaufenden Machtkampf der Eltern instrumentalisiert? Wird versucht, den Kindern weiterhin eine gute Beziehung zu dem leiblichen Vater (der leiblichen Mutter) zu ermöglichen?
- Wie schaut ein neuer und realistischer Lebensplan bei Trennung/Scheidung aus (Antizipation von materiellen Einschränkungen, eines erhöhten Zeitbedarfes, eigener psychischer und körperlicher Belastungen)? Wie kann vor allem den Bedürfnissen von Kindern Rechnung getragen werden?
- Welche Bedeutung kommt im Trennungs- oder Scheidungsfall weiterhin dem leiblichen Vater (der leiblichen Mutter), den Verwandten der „anderen Seite“ zu? Wie können Kindern Begegnung mit dem Männlichen, Väterlichen auch bei Sorgerechtszuweisung an die Mütter ermöglicht werden?
- Wie gestaltet sich die Rolle des möglicherweise bereits vorhandenen neuen Gefährten, der neuen Gefährtin (Stiefvater, Stiefmutter, Stiefgeschwister) in bezug auf vorhandene Kinder?
- Welche Hilfen zur Mediation sind erreichbar? Warum werden sie von dem Partner/der Partnerin (nicht) genutzt?
- Welche antizipierbare Rolle spielen Anwälte/Gerichte in einem Scheidungsprozeß? Was ist von der Justiz zu erwarten - was ist nicht Aufgabe der Justiz, sondern Angelegenheit persönlicher Aufarbeitung?
- Welche Sorgerechtsregelung soll angestrebt werden (alleiniges oder gemeinsames Sorgerecht)? Welches sind die psychologischen Motive für eine angestrebte Regelung? Welche Umgangsregelung soll erreicht werden?
- Wie soll sich die Beziehung zwischen den getrennten (geschiedenen) Ehepartnern und den Kindern langfristig gestalten (z.B. nach der Volljährigkeit)?

Für die Beantwortung all dieser Fragen lassen sich zwar Anregungen geben, mögen sie nun mit Ergebnissen sozialwissenschaftlicher Forschung gestützt sein oder aus den als Ideal gesetzten normativen Vorgaben einer weltanschaulich begründeten Moral abgeleitet sein. Im Sinne einer die Menschen erreichende Familienerziehung müssen aber die am Familiensystem beteiligten Personen die Antworten auf diese Fragen selbst finden.

7. Zusammenfassung

Wie die Entwicklung von Ehe- und Familienindikatoren zeigt, sind deutliche Erosionstendenzen in bezug auf das Eingehen einer traditionellen Ehe und den Bestand dieser Gemeinschaft vorhanden; losere Beziehungsformen (nichteheliche Lebensgemeinschaften) sind im Zunehmen begriffen, und zwar nicht nur als Durchgangsstadium vor einer Ehe, sondern auch als Beziehungsform auf relative Dauer. Allerdings ist die herkömmliche Ehe in absehbarer Zukunft noch das mehrheitlich gewählte Modell, und „Familie und Kinder“ nehmen im Lebensplan junger Menschen einen zumindest mittleren Stellenwert ein (Schmidtchen, 1992, S. 39). Diese Entwicklungen verlaufen in den westlichen Industriestaaten ähnlich, mag es auch Unterschiede, bedingt durch historische Traditionen, das in Europa nachweisliche Nord-Süd-Gefälle, die Ausgestaltung des Rechtssystems oder besondere gesellschaftliche Konstellationen, geben.

Die Ursachen dieses Wandels sind vielfältig und reichen von der Änderung biologischer Rahmenbedingungen durch die Zunahme der Lebenszeit, der eingetretenen Wohlstandsentwicklung, dem damit zusammenhängenden Rückgang der wirtschaftlichen Funktionen von Familie, der Relativierung vitaler Abhängigkeiten zwischen Familienmitgliedern durch staatliche Versorgungssysteme, der gestiegenen Bildung von Frauen und der dadurch gegebenen besseren Qualifikation für den Arbeitsmarkt, der Zunahme der Bedeutung der Berufstätigkeit in Lebensplan von Frauen und der damit einhergehenden ökonomischen Unabhängigkeit, dem allgemein veränderten Rollenverständnis von Frau und Mann sowie der fortschreitenden Urbanisierung mit ihren Auswirkungen auf alle Lebensbereiche bis hin zu Änderungen individueller Vorstellungen über berechnete Lebensziele und der Instrumentalisierung einer Beziehung zur Erreichung dieser Ziele. Die eingetretene Entwicklung besitzt auch eine Eigendynamik (z.B. wegen der höheren Scheidungsanfälligkeit von Kindern aus Scheidungsehen), deren Konsequenzen im Moment nur schwer absehbar sind. Soweit ein Einfluß durch Medien gegeben ist, ist auch hier eine Wirkung in Richtung der Auflösung traditioneller Formen (wiederum wegen der erwähnten Eigengesetzlichkeit der Medienlandschaft) zu vermuten.

In einer pluralistisch sich verstehenden Gesellschaft ist demnach prinzipiell von einer Vielfalt wertgeladener Familien- oder Beziehungsmodelle auszugehen. Auch durch die Gesetzgebung kommt eine schrittweise Änderung in Richtung zunehmender Akzeptanz alternativer Lebensformen zum Ausdruck. Es wird dabei eine Entwicklung in der Gesellschaft nachvollzogen (vgl. z.B. die Institutionalisierungstendenzen in bezug auf nichteheliche

Lebensgemeinschaften, vollzogene Gleichstellung nichtehelicher Kinder), wiewohl das Rechtssystem aber auch Entwicklungen in Gang gesetzt hat, die eventuell nicht beabsichtigt waren.

Angesichts dieser Situation kann Ziel jeglichen familienerzieherischen Angebots nicht der verklärende und sachlich vermutlich einseitige Rückblick auf historisch beschreibbare Familienmodelle sein, sondern die zukunftsgerichtete Nutzung der gesellschaftlichen Vielfalt an Beziehungsformen zur eigenverantwortlichen Gestaltung einer Familie und zur persönlichen Sinnfindung.

Literatur

- Allerbeck, K., Hoag, W., Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven, München 1985.
- Beck, U., Beck-Gernsheim, E., Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/Main 1990.
- Beckmann, P., Engelbrech, G., Arbeitsmarktbelastung von Familien in den neuen Bundesländern, in: B. Salzmann, P. Beckmann, G. Engelbrech, B. Meifort et al., Demographie und familiale Aspekte von Arbeitsmarkt und Wohnungsbau (Materialien zum 5. Familienbericht, Band 1), S. 64-129, München 1993.
- BMJFG (Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit, Hg.), Vierter Familienbericht, Die Situation der älteren Menschen in der Familie, Bonn 1986.
- Brezinka, W., Erziehung als Lebenshilfe, Eine Einführung in die pädagogische Situation, Wien 1971.
- Brezinka, W., Grundbegriffe der Erziehungswissenschaft, München 1977.
- Brezinka, W., Metatheorie der Erziehung, München 1978.
- Brezinka, W., 1986 Wertwandel und Erziehung in der Schule. Pädagogische Rundschau 40, S. 23-47.
- Brezinka, W., 1986, Erziehung in einer wertunsicheren Gesellschaft, Beiträge zur Praktischen Pädagogik, München 1986.
- Bronfenbrenner, U., Wandel der amerikanischen Kindererziehung, in: L. von Friedeburg (Hg.), Jugend in der modernen Gesellschaft, S. 321-334, Köln 1966.
- Cherlin, A., Furstenberg, F.F., Styles and strategies of grandparenting, in: V.L. Bengtson, J.F. Robertson (Eds.), Grandparenthood, S. 97-116, Beverly Hills 1985.
- Cloer, E., Veränderte Kindheitsbedingungen-Wandel der Kinderkultur, Aufgaben und Perspektiven für die Grundschule als Basis der Bildungslaufbahn, die deutsche Schule, 84, S. 10-27, 1992.
- Flitner, W., Das Selbstverständnis der Erziehungswissenschaft, Paderborn 1989.
- Glogauer, W., Die neuen Medien verändern die Kindheit, Weinheim 1993.
- Gysi, J., Hempel, U., Meyer, D., Staufenbiel, N., Die Zukunft von Familie und Ehe, Familienpolitik und Familienforschung in der DDR, S. 10 (1. Beiheft), S. 33-41, 1990.
- Hamann, B., Zeitgeschichtliche Tendenzen gesellschaftlicher Entwicklung als Herausforderung einer familienorientierten Erziehung, in: K.A. Schneewind, L. v. Rosenstiel (Hg.), Wandel der Familie (Münchener Universitätsschriften, Psychologie und Pädagogik), S. 57-74, Göttingen 1992.
- Herz, T., Der Wandel von Wertvorstellungen in westlichen Industriegesellschaften, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 31, S. 282-302, 1979.

- Holtappels, H.G., Zimmermann, P., Wandel von Familie und Kindheit - Konsequenzen für die Grundschule, in: H.-G. Rolff, K.-O. Bauer, K. Klemm, H. Pfeiffer (Hg.), Jahrbuch der Schulentwicklung, Band 6, S. 149-184, Weinheim 1990.
- Hurrelmann, B., Fernsehen in der Familie, Auswirkungen der Programmweiterung auf den Mediengebrauch, Weinheim 1989.
- IfDA (Institut für Demoskopie, Allensbach, Hg.), Frauen in Deutschland, Lebensverhältnisse, Lebensstile und Zukunftserwartung, Die Schering-Frauenstudie '93, Köln 1993.
- Inglehart, R., The silent revolution, Princeton 1977.
- Inglehart, R., Wertwandel in westlichen Gesellschaften, Politische Konsequenzen von materialistischen und postmaterialistischen Prioritäten, in: H. Klages, P. Kmiecik (Hg.), Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel, S. 279-316, Frankfurt/Main 1979.
- Klages, H., Wertorientierungen im Wandel, Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognose, Frankfurt/Main 1984.
- Gluckhohn, C., Values and value-orientations in the theory of action, in: T. Parsons, E. Shils (Eds.), Towards a general theory of action, S. 388-433, New York 1965.
- Köcher, R., Einstellungen zu Ehe und Familie im Wandel der Zeit, Allensbach 1985.
- Kohlberg, L., Turiel, E., Moralische Entwicklung und Moralerziehung, in: G. Portele (Hg.), Sozialisation und Moral, S. 13-80, Weinheim 1978.
- Lindner, V., Lukesch, H., Geschlechterrollenstereotype im deutschen Schulbuch (Band 6, Reihe Medienforschung), Regensburg 1994.
- Lukesch, H., Erziehungsstile, Pädagogische und psychologische Konzepte, Stuttgart 1975.
- Lukesch, H., Elterliche Erziehungsstile, Psychologische und soziologische Bedingungen, Stuttgart 1976.
- Lukesch, H., Aktuelle Videokonsumgewohnheiten bei Kindern und Jugendlichen in den fünf neuen Bundesländern, Amtliches Mitteilungsblatt der BPjS, 1, S. 3-5, 1992.
- Lukesch, H., Einführung in die Pädagogische Psychologie, Regensburg 1995.
- Maas, R., Schüller, A., Arbeit und Konsum - Wertewandel in zwei Bereichen des Lebens, in: R. Szallies, G. Wiswede (Hg.), Wertewandel und Konsum, Fakten, Perspektiven und Szenarien für Markt und Marketing, S. 87-108, Landsberg/Lech 1990.
- Maslow, A.H., Motivation und Persönlichkeit, Olten 1978.
- Meyer, S., Schulze, E., Familie im Umbruch, Zur Lage der Familien in der ehemaligen DDR, Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie und Senioren (Band 7, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren), Stuttgart 1992.
- Miller, G.A., Galanter, E., Pribram, K.H., Strategien des Handelns, Pläne und Strukturen des Verhaltens, Stuttgart 1973.
- Münchmeier, R., Lebensorientierungen und Perspektiven Jugendlicher in den neunziger Jahren, Vortrag und unveröff. Manuskript, Seminar für Familienpolitik, Wildbad Kreuth 1994.

- Napp-Peters, A., Ein-Elternteil-Familien, Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis? München 1987.
- Nave-Herz, R., Kinderlose Ehen, Eine empirische Studie über die Lebenssituation kinderloser Ehepaare und die Gründe für ihre Kinderlosigkeit, Weinheim 1988a.
- Nave-Herz, R., Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland, in: R. Nave-Herz (Hg.), Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, S. 61-94, Stuttgart 1988b.
- Nave-Herz, R., Familie heute, Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt 1994.
- Osofsky, J.D., Children's influence upon parental behavior, An attempt to define the relationship with the use of laboratory tasks, Genetic Psychology Monographs, 83, S. 147-169, 1971.
- Peukert, R., Familienformen im sozialen Wandel, Opladen 1991.
- von Recum, H., Erziehungswesen und sozialkultureller Wandel, Angewandte Sozialforschung, 18, S. 59-76, 1993.
- Richter, H.-E., Patient Familie, Entstehung, Struktur und Therapie von Konflikten in Ehe und Familie, Reinbek 1971.
- Samuelson, P.A., Nordhaus, W.D., Volkswirtschaftslehre, Grundlagen der Makro- und Mikroökonomie, Köln 1985.
- Schmidtschen, G., Ethik und Protest, Moralbilder und Wertkonflikte junger Menschen, Opladen 1992.
- Schneewind, K.A., Familienpsychologie, Stuttgart 1991.
- Schneewind, K.A., Familien zwischen Rhetorik und Realität: eine familienpsychologische Perspektive, in: K.A. Schneewind, L. v. Rosenstiel (Hg.), Wandel der Familie (Münchener Universitätschriften, Psychologie und Pädagogik), S. 9-35, Göttingen 1992.
- Schneewind, K.A., Rupert, S., Familien gestern und heute: ein Generationenvergleich über 16 Jahre, München 1995.
- Schütze, I., Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit, in: R. Nave-Herz (Hg.), Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, S. 95-114, Stuttgart 1988.
- Statistisches Bundesamt (Hg.), Datenreport 5, Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland 1991/1992, Stuttgart 1992.
- Statistisches Bundesamt (Hg.), Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1950-1994.
- Staub, E., Entwicklung prosozialen Verhaltens, Zur Psychologie der Mitmenschlichkeit, München 1982.
- Stricker, E.J., Holdmann, K., Die Beziehung zwischen 13- bis 14jährigen Mädchen und ihren Großmüttern, Psychologie in Erziehung und Unterricht, 35, S. 27-33, 1988.
- Wagner-Winterhagen, L., Erziehung durch Alleinerziehende, Zeitschrift für Pädagogik 34, S. 641-656, 1988.

- Weiderer, M., Das Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen, Eine inhaltsanalytische Untersuchung der Programme von ARD, ZDF und RTL plus (Band 4, Reihe Medienforschung), Regensburg 1993.
- Weiß, R., Gewaltmedienkonsum, Video-Gewalt und Freizeitinteressen - 1992, Stuttgart 1993.
- Winterhoff-Spurk, P., Fernsehen und Weltwissen, Opladen 1989.
- Wiswede, P., Der „neue Konsument“ im Lichte des Wertewandels, in: R. Szallies, G. Wiswede (Hg.), Wertewandel und Konsum, Fakten, Perspektiven und Szenarien für Markt und Marketing, S. 11- 40, Landsberg/Lech 1990.
- Yarrow, M.R., Waxler, C.Z., Scott, P.M., Childs effects on adult behavior, *Developmental Psychology* 5, S. 300-311, 1971.